

WBG WELT- GESCHICHTE

BAND III 600 BIS 1500



WBG WELT- GESCHICHTE

EINE GLOBALE GESCHICHTE
VON DEN ANFÄNGEN BIS INS 21. JAHRHUNDERT

Herausgegeben von
Walter Demel, Johannes Fried, Ernst-Dieter Hehl,
Albrecht Jockenhövel, Gustav Adolf Lehmann,
Helwig Schmidt-Glintzer und Hans-Ulrich Thamer

In Verbindung mit der
Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz

WBG WELT- GESCHICHTE

EINE GLOBALE GESCHICHTE
VON DEN ANFÄNGEN BIS INS 21. JAHRHUNDERT

Band III **Weltdeutungen und Weltreligionen** **600 bis 1500**

Herausgegeben von
Johannes Fried
und
Ernst-Dieter Hehl

WBG 
Wissen verbindet

Redaktion: Britta Henning

Abbildungsnachweis:

S. 115, 251, 259 akg-images; S. 289, 293, 413 Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz; S. 145 Bridgeman Art Library; S. 61, 63o., 69o., 81 aus E. Edson/E. Savage-Smith/A.-D. von den Brincken: Der mittelalterliche Kosmos. Karten der christlichen und islamischen Welt, Darmstadt 2005; S. 11, 217 aus: Europa im Weltbild des Mittelalters. Kartographische Konzepte, hrsg. von I. Baumgärtner und H. Kugler, Berlin 2008; S. 41 aus H.-J. Kotzur/B. Klein: Die Kreuzzüge: Kein Krieg ist heilig, Mainz 2004; S. 15, 71, 79, 173, 343, 443 picture-alliance; S. 63u., 69u., 123 J. Schreiber; Karten: Peter Palm, Berlin.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Sonderausgabe 2015

© 2015, 2., durchgesehene Auflage

1. Auflage 2009/2010

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder
der WBG ermöglicht.

Satz: SatzWeise GmbH, Trier

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagmotiv: Weltkarte des al-Idrisi.

Kopie von 1456. Bodleian Library, Oxford

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-26749-1

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-534-74038-3

eBook (epub): 978-3-534-74039-0

Inhaltsverzeichnis

Einleitung (*Ernst-Dieter Hehl*) 1



Die Vielfalt der Welt 15

Kommunikation – Handel, Kunst und Wissenstausch (*Michael Borgolte*) . . 17
Die Transversale der Oikumene – Indischer Ozean und Mittelmeer 18
Der Verkehr auf innerasiatischen und europäischen Straßen 26
Der geheimnisvolle dritte Kontinent 35
Waren und Wissen im Gepäck – Händler und Gesandte, Pilger und Gelehrte . 39
Das „Gold“ von Byzanz in den Münzstätten der Araber und Lateiner 50

Weltbild, Kartographie und geographische Kenntnisse
(*Ingrid Baumgärtner, Stefan Schröder*) 57
Antike Grundlagen und mittelalterliche Weltkunde 58
Die Multifunktionalität des Mediums 64
Neue Visualisierungen des Raumes – Regional- und Portulankarten 76
Erweiterung und Erneuerung des eurozentrischen Weltbildes 80

Die religiöse Vielfalt Asiens (*Hubert Seiwert*) 84
Die „Weltreligionen“ zwischen 600 und 1500 84
Die hinduistische Tradition Indiens 87
Der Buddhismus in Süd- und Südostasien 92
China und Japan 93

Afrika südlich der Sahara – Von den Sakralstaaten zu den Großreichen
(*Dierk Lange*) 103
Staatengründungen südlich der Sahara 104
Bildung der subsaharanischen Reiche 107
Islamisierung und imperiale Machtentfaltung 112

Religion, Politik und die Geburt des Islam (<i>Lutz Berger</i>)	117
Lokalkulturen und Akkulturationstendenzen im spätantiken Arabien	118
Die politische Transformation der altarabischen Stammesgesellschaft	121
Die Geburt des Islam	126
Die jüdische Diaspora (<i>Eva Haverkamp</i>)	131
Juden im Byzantinischen Reich	133
Juden unter islamischer Herrschaft	135
Juden im westlichen christlichen Europa	139
 Die Ordnung der Welt	145
Islamische Reichsbildungen (<i>Anna Akasoy</i>)	147
Staatsbildung und Expansion	147
Reichsbildung	149
Die Abbasiden und das Auseinanderbrechen der islamischen Welt	154
Die Kreuzzüge (<i>Nikolas Jaspert</i>)	166
Zielgebiete und Verlauf	166
Voraussetzungen – Organisation – Reaktionen	170
Folgen	178
Nomaden zwischen Asien, Europa und dem Mittleren Osten (<i>Felicitas Schmieder</i>)	179
Früh- und hochmittelalterliche Steppenreiche	183
Die Reichsbildung der Mongolen (ca. 1200 bis Mitte 14. Jahrhundert)	189
Das Mongolenreich als kulturvernetzender Faktor der Weltgeschichte	197
Europa – Universalität und regionale Vielfalt (<i>Klaus Herbers</i>)	203
Herrschaftsordnungen im christlichen Bereich um 600	203
Universale und partikulare Konzeptionen im 8. und 9. Jahrhundert	205
Kaisertum und Papsttum im hohen Mittelalter	209
Die Königreiche im Hochmittelalter – Entwicklung, Verdichtung, Varianz	215
Höhepunkt und Krise des Kaiser- und Papsttums im 13. Jahrhundert	222
Veränderungen und Verdichtungsprozesse im späten Mittelalter	226
Muslimische Herrschaftsordnung und Herrschaftsverdichtung (<i>Lutz Berger</i>)	238
Herrschaft, Identität und Raum	238
Militärische Machtmittel und finanzielle Grundlagen	245
Herrschaft und Gemeinschaft	249

Das mittlere und östliche Asien (<i>Achim Mittag</i>)	257
Das aristokratische Kaiserreich der Sui- und Tang-Dynastien	258
Die Song-Dynastie und die Erobererdynastien Liao und Jin	261
Das mongolische Weltreich und die Ming-Dynastie	264
Der Indische Subkontinent (<i>Annette Schmiedchen</i>)	269
Das frühe Mittelalter in Indien (ca. 550–1206)	269
Das späte Mittelalter in Indien (1206–1526)	276
Konvergenz und Divergenz politischer und religiöser Herrschaft	
(<i>Franz-Reiner Erkens</i>)	279
Konvergenz	280
Umschwung	286
Divergenz	288
Außereuropäische Verhältnisse	301
Die Städte (<i>Alfred Haverkamp</i>)	306
„Die Stadt“ – „Die Städte“ – Konzeptionen	306
Kulturlandschaften	309
Vergleichende Perspektiven	337
 Die Deutung der Welt	343
Wege zum Heil – China und Ostasien (<i>Helwig Schmidt-Glintzer</i>)	345
Vielfalt der Lehren, Mönche, Laien und die Rolle des Staates	346
Die Ausprägung des Buddhismus in Korea und Japan	349
Endzeitvorstellungen und das Mitleid des Bodhisattva	353
Heilsziele und Heilswege in Indien (<i>Walter Slaje</i>)	358
Religion in Indien	358
Grundkonzeptionen des Erlösungsgedankens	362
Theologie, Recht und Philosophie im Islam (<i>Anna Akasoy</i>)	374
Sunniten und Schiiten	374
Der Sufismus	380
Wege zum Heil in der christlichen Kultur des Mittelalters (<i>Gert Melville</i>)	388
Der uranfängliche Verlust des Heils	388
Göttliches Handeln zur Wiedererlangung des Heils	390

Individuelles Handeln zur Wiedererlangung des Heils	393
Kirche als Vermittlungsinstitution des Heils	397
Kognitive Ordnungen im lateinischen Mittelalter	
(Matthias Lutz-Bachmann, Alexander Fidora)	410
Die <i>artes liberales</i> – Das Erbe der Antike und Patristik	410
Wandel von den <i>artes</i> zur <i>divisio philosophiae</i> im 12. Jahrhundert	414
Wissenschaft und Weisheit – Wissenschaften vom 13. bis 14. Jahrhundert	423
Verwissenschaftlichung und Rationalität (Volkhard Huth)	430
Zur Genealogie des Wissens im Mittelalter – Entwürfe und Entwicklungen	430
Wissensgut und Wissensvermittlung	438
Vernunftvorrang und Naturerschließung	449
Emanzipation der Wissenschaft	458
Ausblick (Ernst-Dieter Hehl)	465
Literaturverzeichnis	469
Chronologie	484
Register	489

Einleitung

Ernst-Dieter Hehl

Das westliche Geschichtsbild versteht den Zeitraum, dem sich dieser Band der Weltgeschichte widmet, meist als „Mittelalter“. Ein Begriff, der auf die Abgrenzung einer europäischen Neuzeit von den vorausgehenden Jahrhunderten, auf deren neuartige Rückbindung an die antike Welt des Mittelmeerraums zielt, kann jedoch nicht als Leitfaden für eine weltgeschichtliche Darstellung dienen. Weder das Bewusstsein der historischen Kontinuität, in der mit Bezug auf das Römische Reich sich das oströmisch-byzantinische Reich bis zu seinem Untergang 1453 sah, noch die Entstehung der islamischen Welt im 7. Jahrhundert lassen sich mit der Vorstellung von einer mittleren Zeit fassen, der eine neue und erfüllte folgt, sie taugt nur als chronologische Chiffre. | „Mittelalter“

Drei Ereignisketten können den fast tausendjährigen Zeitraum strukturieren. An ihnen lässt sich ein grundlegender Wandel zu der vorausgehenden Epoche erkennen, deren kulturelle und geographische Pole der Mittelmeerraum zusammen mit dem Vorderen Orient sowie der Ferne Osten bildete. Diese gleichsam zweigeteilte Welt wird im 7. und 8. Jahrhundert zu einer dreigeteilten, denn mit dem Islam tritt eine weit ausstrahlende Kultur in Erscheinung, die sich zwar variabel, aber doch stabil politisch etabliert. Vom Westen der südlichen Mittelmeerküste bis in das nördliche Indien und in zentralasiatische Gebiete erstreckt sich der islamische Herrschafts- und Einflussbereich. Es ist ein größerer Kultur- und Herrschaftsraum, als Alexander der Große zu schaffen vermochte, und er erlangte Dauer. Europa, speziell das lateinisch-westliche, befand sich in einer Randlage. Sein Ausgreifen in den Vorderen Orient im Zeichen der Kreuzzüge blieb Episode. Im 13. Jahrhundert schlugen die Mongolen unter Dschingis Khan und seinen Erben eine Brücke zwischen dem Fernen und dem Nahen Osten. Ihr Reich dürfte das größte sein, das sich bisher in der Welt überhaupt gebildet hat. Seine weitere Ausdehnung ist an den muslimischen Mamluken Ägyptens gescheitert. Zwischen 1200 und 1300 scheint die alte Welt stärker vernetzt gewesen zu sein als jemals zuvor. Erst mit ihren Entdeckungsfahrten gewannen die Europäer seit dem 15. Jahrhundert maßgeblichen Einfluss auf die Gestaltung der Welt. Das geschah jedoch nicht deshalb, weil sie das politische Übergewicht über die Muslime gewonnen hatten. Diese fanden vielmehr nach dem Zerfall des Mongolenreichs unter den Osmanen zu neuer, bis in das 18. Jahrhundert andauernder Stärke. Allein im westlichen Mittelmeerraum hatten die christlichen Mächte durch die Erfolge der Reconquista auf der Iberischen Halbinsel, gipfelnd in | Dreiteilung der Welt

der Eroberung Granadas (1492), die Oberhand gewonnen. Von dort aus versuchten sie den muslimischen Machtkomplex zu umgehen, indem sie den Weg nach Indien und in den Fernen Osten über das Meer suchten. Gefunden haben sie gleichzeitig einen neuen Kontinent: Amerika.

Der Islam und die Mongolen sind im „Mittelalter“ die eigentlichen Träger einer politisch großräumigen Vernetzung. Diesen Zeitraum aus einer überwiegend europäischen Perspektive zu betrachten, führt in die Irre. Deshalb sollen im vorliegenden Band vielmehr die Eigenständigkeiten der muslimischen und asiatischen Reiche und

Großräumige
Vernetzungen

Kulturen herausgestellt werden. Einleitend zu behandeln ist aber auch die Vielfalt des Christentums. Gerade auf Grund dieser Vielfalt, die oft nicht auf einer politischen Machtbasis aufbaute, stellten auch die Christen ein „globales“ Element des Mittelalters dar. Ohne politische Machtbasis waren auch die Juden in ihrer Diaspora; der Buddhismus entfaltete in China seine Wirksamkeit, ohne zur „Staatsreligion“ zu werden.

Das Christentum gilt heute als religiöses Kennzeichen der westlichen Welt; auch in seinen säkularisierten Erscheinungsformen übt es immer noch entscheidende Einflüsse auf diese aus. Der Blick richtet sich dabei sowohl auf die römisch-lateinische Form des Christentums, die sich unter der Leitung des Papsttums als römisch-katholische Kirche organisiert, als auch auf die seit der Reformation des 16. Jahrhunderts

Die christlichen Welten

aus dieser hervorgegangenen Kirchen und Glaubensströmungen. Der historischen Vielgestalt des Christentums trägt diese religiös grundierte Konstruktion einer westlichen Welt wenig Rechnung. Kaum berücksichtigt werden die griechisch-orthodoxen Kirchen und ihre Entsprechungen im östlichen Europa. Ignoriert wird die seit der Spätantike kontinuierliche Existenz christlicher Staaten und ihrer Kirche wie Georgien, Äthiopien und in gewissem Maße auch Armenien; übergegangen werden die syrisch-orientalischen Kirchen mit ihrer langen Geschichte.

Warum sich aber eine solche Gleichsetzung des Westens mit der lateinischen Form des Christentums und seinen Ableitungen vornehmen lässt, ist in Entwicklungen begründet, die vom 7. bis 15. Jahrhundert stattfanden. Denn am Ende des 15. Jahrhunderts war allein die lateinische Kirche in den Staaten etabliert, von denen die Entdeckungsfahrten, die europäische Expansion und damit die Herausbildung der westlichen Welt ausgingen. Neben Portugal und Spanien, den anfänglichen Trägern dieses Ausgreifens, traten dann seit dem 16. und 17. Jahrhundert das reformierte Holland und vor allem England, dessen Hochkirche und reformierte Kirche sich aus der römisch-lateinischen Kirche gelöst hatten. Die griechisch-orthodoxe Kirche hatte

Christentum = Westen?

mit der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen 1453 das östliche christliche Kaisertum als staatlichen Bezugspunkt verloren. Über den russischen Raum und seine Kirche erstreckte sich bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts die Vorherrschaft der Goldenen Horde. Dieses mongolische Reich bekannte sich im frühen 14. Jahrhundert zum Islam. Sowohl unter dem Nowgoroder Großfürsten Alexander Newskij († 1263) als auch unter dem sich aus der mongolischen Vorherrschaft lösenden Großfürstentum Moskau ist eine kirchliche Abgrenzung vom



Die Ausbreitung des Christentums.

Westen zu beobachten. Die Politik der Großfürsten selbst zielt auf die „Sammlung der russischen Erde“, die Expansion in der Frühen Neuzeit ist nach Osten gerichtet und kontinental bestimmt. Deshalb hat die russische Kirche einen geringen Anteil an der Entwicklung des Christentums zu einer weltumspannenden Religion. Geographische Lage, politische Umstände und eigene Tradition haben die russische Kirche auf ihre kontinentalen Nachbarn ausgerichtet.

Bereits mit der frühen Expansion des Islam im 7. Jahrhundert hatten die Christen des Vorderen Orients, Ägyptens und Nordafrikas ihren Rückhalt bei einer christlichen Herrschaft eingebüßt. Bis zu den wachsenden Erfolgen der Reconquista seit dem 11. Jahrhundert galt das auch für den größten Teil der Christen auf der Iberischen Halbinsel. So sind es vor allem politische Faktoren, wegen derer die westlich-lateinische Kirche und Christenheit zum religiösen Kennzeichen von Verwestlichung und Globalisierung geworden sind. Dass sich die lateinische und die griechische Kirche zunehmend auseinanderlebten und sich schließlich endgültig voneinander trennten, verstärkte diese Entwicklung. Als die Lateiner 1204 auf dem Vierten Kreuzzug Konstantinopel eroberten, zerstörten sie nämlich gleichzeitig die Möglichkeit, die 1054 zerbrochene Einheit wiederherzustellen, was früher bei den lateinisch-griechischen Auseinandersetzungen immer wieder gelungen war. Im heutigen Geschichtsbewusstsein ist jedenfalls die Vorstellung von der Vielgestalt, die das Christentum in der

Spätantike gewonnen hatte und mancherorts bis in die Gegenwart bewahren konnte, weitgehend verloren gegangen.

Um das Jahr 600, mit dem dieser Band der »Weltgeschichte« einsetzt, zeigt sich eine doppelte Entwicklung: Die westlich-lateinische Christenheit gewann neue Einheitlichkeit, während für den Osten christliche Vielfalt charakteristisch blieb. Politische und dogmatische Entwicklungen stehen dahinter. Die Restaurationspolitik des römischen Kaisers Justinian hatte mit dem nordafrikanischen Reich der Vandalen und dem Ostgotenreich in Italien zwei der germanischen Königreiche besiegt, die auf dem Boden des Imperiums entstanden waren und der arianischen Richtung des Christentums folgten. Nachdem das Konzil von Nicäa 325 diese Lehre verurteilt und sich in einem längeren Prozess die Lehre der Wesensgleichheit von Gottvater und Gottsohn im Imperium durchgesetzt hatte, markierte der Gegensatz Arianismus – Orthodoxie eine Grenze zwischen germanischer und romanischer Bevölkerung. An

600 als Epoche | der Wende vom 5. zum 6. Jahrhunderts hatten sich die Franken unter Chlodwig direkt der katholischen Form des Christentums zugewandt, am Ende des 6. Jahrhunderts traten der westgotische König und sein Reich vom Arianismus zum Katholizismus über. Die Langobarden, die in das Machtvakuum Italiens eingedrungen waren, schwankten einige Zeit zwischen arianischem und katholischem Christentum, bis auch sie sich auf Dauer zum Katholizismus bekannten. In der Mitte des 7. Jahrhunderts waren die arianischen Formen des Christentums erloschen. Der lateinische Westen folgte mit dem Katholizismus der Form des Christentums, die auch die Reichskirche des Ostens prägte.

Hier gestalteten sich die Verhältnisse schwieriger. Christologische Auseinandersetzungen erschütterten Kirche und Reich im Osten. Wenn Christus Gott sei, in welchem Verhältnis standen dann seine menschliche und göttliche Natur zueinander? Das waren auch Diskussionen darüber, mit welchen Methoden die biblischen Texte zu interpretieren seien. Folgte man in Antiochia einer eher wörtlichen Interpretation und betonte die menschliche Natur Christi, so ließ die theologische Schule des ägyptischen Alexandria die menschliche Natur Christi gleichsam in der göttlichen aufgehen. Diese theologischen Auseinandersetzungen verknüpften sich mit einer Rivalität zwischen den Patriarchatssitzen von Antiochia und Alexandria. Der Patriarch von Konstantinopel wurde als geistlicher Führer der Reichshauptstadt in diese Kon-

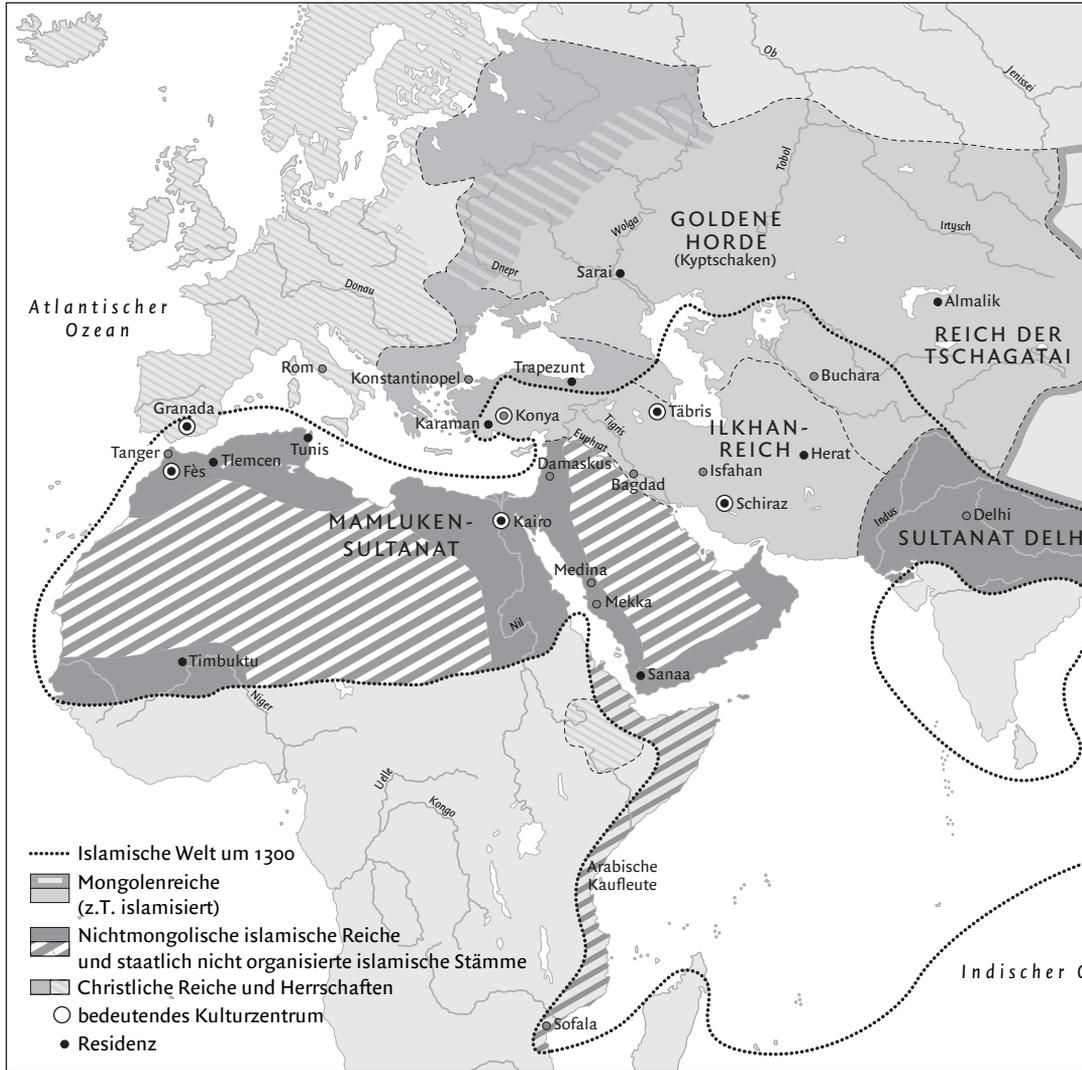
Probleme der Reichskirche | flikte einbezogen, der Kaiser wollte ihnen steuern, um die religiöse Einheit des Reiches zu bewahren. Dem Konzil von Chalkedon (451) gelang es nicht, den Konflikt zu beenden, als es die Gleichrangigkeit und Unvermischtheit der göttlichen und menschlichen Natur Christi feststellte. In Ägypten bildeten sich zwei rivalisierende Kirchen, von denen die eine der chalkedonensischen Lehre folgte und deshalb der Reichskirche zuzählen ist, während die andere an ihrer älteren Theologie festhielt, was nun als Monophysitismus (Einnaturenlehre) gebrandmarkt wurde. Die antiochenische Theologie fand eine neue Heimstatt bei den syrischen Christen außerhalb des Reiches, die sich zunehmend an den Lehren des Patriarchen Nestorius von Konstantinopel orientierten, den das Konzil von Ephesos 431

als führenden Kopf der antiochenischen Christologie verurteilt hatte. Für die Religionspolitik des Imperiums spielten diese „Nestorianer“ eine nur untergeordnete Rolle. In der syrischen Christenheit stand ihnen in der syrisch-orthodoxen Kirche eine monophysitisch orientierte Glaubensgemeinschaft (Jakobiten) gegenüber. Die „Monophysiten“ Ägyptens in die Reichskirche zu integrieren, gelang jedoch nicht. Glaubensformeln, mit denen der Kaiser und die östliche Reichskirche einen Ausgleich vermitteln wollten, scheiterten nicht nur, sondern führten auch zu heftigen Konflikten mit der westlich-lateinischen Kirche, die strikt an den Definitionen von Chalcedon festhielt.

Die Entstehung des Islam und die blitzartige Ausbreitung islamischer Herrschaft unter den ersten Kalifen hatten für das Christentum unterschiedliche Konsequenzen. Nur auf der Arabischen Halbinsel führten sie zu einem Ende des christlichen Glaubens sowie des Judentums; hier duldet der Islam keine Religion neben sich. Außerhalb ihres Kernlandes verzichteten die arabischen Eroberer jedoch auf die gewaltsame Ausbreitung ihres Glaubens unter Juden und Christen, denen als „Schriftbesitzer“ zwar ein minderer Rechtsstatus zugewiesen, doch gleichzeitig Schutz gewährt wurde. Vor allem die monophysitischen Christen waren durch die islamische Herrschaftsbildung den Repressionen durch die Reichskirche entzogen und unterstanden nun einer gegenüber den innerchristlichen Streitpunkten neutralen Herrschaft. In ihrem Kernland Ägypten sicherten sie sich das Übergewicht gegenüber den Anhängern der chalkedonensischen Reichskirche (Melkiten). In Alexandria herrschte ein Schisma unter den ägyptischen Christen an, hier residierten zeitweise zwei Patriarchen, ein koptischer (monophysitischer), der 1077 seinen Sitz in die fatimidische Hauptstadt Kairo verlegte, und ein melkitischer. Der melkitische Patriarch stellte bis in das 14. Jahrhundert das diplomatische Bindeglied der in Ägypten jeweils herrschenden Muslime zum byzantinischen Kaiser dar; der koptische war politisch bedeutsam, weil die Christen Numidiens und Äthiopiens in ihm ihr geistliches Oberhaupt sahen. Für die Nestorianer wechselte nur die Religionszugehörigkeit der Herrschaftsträger. In Ägypten und dem Vorderen Orient einschließlich des Zweistromlandes bedeutete die Errichtung der islamischen Herrschaft kein Ende des Christentums. Doch waren die Christen der Versuchung ausgesetzt, sich durch den Übertritt zum Islam einen rechtlich besseren Status zu verschaffen, und unterlagen politisch und religiös bedingten Schwankungen in der Religionspolitik ihrer Herren, die sich auch in einem rabiatischen Vorgehen gegen nichtmuslimische Untertanen äußern konnten.

Christentum und
islamische Expansion

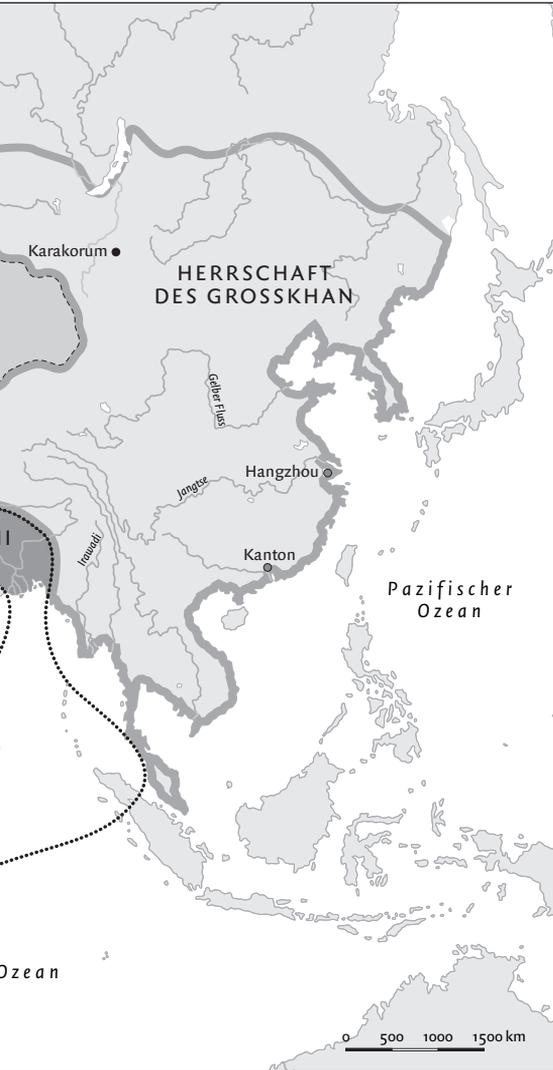
In diese Zusammenhänge gehört die Zerstörung der Grabeskirche in Jerusalem, die der fatimidische Kalif al-Hakim 1009 verfügte. Sie ist wohl aus innerägyptischen Spannungen zwischen der ismaelitisch-schiitischen Führungsschicht und den Sunniten, die die Mehrheit der muslimischen Bevölkerung stellte, und damit überhaupt in die Spaltung des Kalifats der damaligen Zeit (sunnitsch-abbasidisch in Bagdad; schiitisch-fatimidisch in Kairo, 969–1171; sunnitsch-omajjadisch in Córdoba, 929–1031) einzuordnen sowie in den schlichten Finanzbedarf des Kalifen, dem auch jüdische



Islamische Welten um 1300.

Einrichtungen ihren Tribut zu zollen hatten. Mit einer grundsätzlichen Christenfeindschaft hat das wenig zu tun; al-Hākim selbst beendete 1019 diese Repressalien. Seine guten Beziehungen zum byzantinischen Kaiser, der sich weiterhin als Schutzherr der Christen in den an die Muslime verlorenen Gebieten des Imperiums fühlte, wurden durch die Verfolgungsmaßnahmen nicht beeinträchtigt.

Das nestorianische Christentum erlebte unter muslimischer Oberherrschaft für mehrere Jahrhunderte seine Blütezeit. Sein Oberhaupt Timotheus I. (780–823) hatte



seine Residenz nach Bagdad, an den Sitz des Kalifen verlegt. Nestorianische Christen hatten durch Übersetzungen griechischer Philosophen, wie Aristoteles, und Wissenschaftler erheblichen Anteil an der Rezeption antiken Wissens durch die Muslime, die in diesem Bereich seit dem 12. Jahrhundert verstärkt auf die westlich-lateinische Christenheit einwirkten. Bagdad schließlich wurde zum Zentrum der Ausbreitung des nestorianischen Christentums bis nach China. Erst der Übertritt der mongolischen Ilkhane zum Islam beendete die Blüte des nestorianischen Christentums im nördlichen Syrien und im Zweistromland. Im heutigen Grenzgebiet von Syrien, Irak und Iran hat es als „Apostolische Kirche des Ostens“ bis heute überlebt. In Zentralasien ist es den Feldzügen | Asien Timurs (Tamerlan, gest. 1405) zum Opfer gefallen, seine indischen Niederlassungen an der Malabarküste (Thomaschristen) haben sich im 16. Jahrhundert den Portugiesen und damit der römischen Kirche angeschlossen. Spuren der missionarischen Bemühungen der Dominikaner aus dem 14. Jahrhundert fanden die Portugiesen nicht mehr vor, jedoch erschien ihnen die auf Syrisch verfasste religiöse Literatur der Thomaschristen so häretisch zu sein, dass sie diese zum größten Teil vernichten ließen. Den Missionserfolgen der römischen Kirche, die vor allem den neuen Orden der Dominikaner und Franziskaner zu verdanken waren, hatte in China die Beseitigung der mongolischen

Herrschaft und die Etablierung der Ming-Dynastie (1368) ein Ende bereitet. Im westlichen und inneren Asien überlebten sie nicht die Eroberungszüge Timurs. Auf der Krim, im genuesischen Caffa, bestand bis zur Eroberung der Stadt durch die Osmanen (1475) ein katholisches Bistum, das zum Ausgangspunkt neuer missionarischer Bemühungen hätte werden können.

Das am oberen Nil in Nubien und Äthiopien existierende Christentum ist in seinen Glaubensinhalten von den monophysitischen Christen Ägyptens beeinflusst worden und blieb organisatorisch deren Patriarchen verbunden. Die Mamluken

haben seit dem 13. Jahrhundert die nubischen Herrschaftsbildungen zunehmend bedrängt, die dann im 14. Jahrhundert zerfallen sind und islamisiert wurden. Äthiopien hingegen konnte sich als christlicher Staat behaupten und im 14. Jahrhundert sogar eine expansive Politik gegenüber seinen muslimischen Nachbarn betreiben. Im frü-

Afrika | hen 16. Jahrhundert fand es in den Portugiesen einen christlichen Bundesgenossen. In Nordafrika ist das Christentum in einem längeren Prozess untergegangen. Eine Zeitlang hatten hier melkitische Flüchtlinge vor den Arabern Zuflucht gefunden, unter ihnen Maximus der Bekenner († 662), einer der heftigsten Kritiker der auf Ausgleich zwischen den Anhängern und Gegnern Chalkedons zielenden Religionspolitik Kaiser Herakleios' und seiner Nachfolger. Der Zusammenbruch dieser Kirche ist überraschend und kaum rekonstruierbar. Bis in das 12. Jahrhundert lassen sich Bischöfe in Nordafrika nachweisen, die letzten Spuren eines autochthonen Christentums verschwinden nach 1400.

Auf der Iberischen Halbinsel, die 711 von der muslimischen Expansion erreicht wurde, ist das Christentum nach dem Untergang des Westgotenreichs unter der neuen muslimischen Herrschaft nie verschwunden. Unter muslimischem Schutz wurde hier vielmehr die christologische Debatte fortgeführt, die das Geschick der östlichen Spanien | Christenheit nach Chalkedon bestimmt hatte. Von Toledo ausgehende Vorstellungen, Christus sei der Adoptivsohn Gottvaters, bedeuten einerseits eine Annäherung an den strengen Monotheismus des Islam, andererseits bezeugen sie das fortbestehende theologische Interesse und die intellektuellen Kapazitäten der spanischen Christenheit. Für Karl den Großen, den Frankenherrscher, boten diese Lehren hingegen den Anlass, sich als Hüter der katholischen Orthodoxie zu erweisen.

Der islamischen Expansion und Herrschaft kommt nicht allein Bedeutung für die Christen der jeweiligen Regionen zu. Es steigerte sich nämlich gleichzeitig die Bedeutung der beiden Patriarchensitze, die von dieser Expansion nicht erreicht wurden. Sowohl Rom als auch Konstantinopel wurden nun zu den unbestrittenen Führern der chalkedonensisch orientierten Christenheit, sie allein verfügten über autonome Handlungsmöglichkeiten, wobei der Patriarch von Konstantinopel weiterhin in die

Rolle der Patriarchen | kaiserliche Politik eingebunden war. Die Patriarchen von Antiochia und Alexandria hatten ihre gesamtkirchliche Kompetenz eingebüßt, die gerade ihrem Amtsbruder in Konstantinopel in den religiösen Streitigkeiten seit dem 4. Jahrhundert so große Schwierigkeiten gemacht hatte. In der westlich-lateinischen Christenheit war mit Nordafrika ein wichtiges Zentrum theologischer Reflexion verloren gegangen und eine Kirche zur Wirkungslosigkeit verurteilt, die gegenüber dem Zentralismus der römischen Kirche wiederholt auf ihrer Eigenständigkeit und der Notwendigkeit des gleichberechtigten Zusammenwirkens bestanden hatte.

Der Patriarch von Konstantinopel hatte in der Hauptstadt des Imperiums seinen Sitz, seine kirchliche Politik musste Rücksicht auf den Kaiser nehmen. Der Patriarch des Westens, der römische Bischof, residierte hingegen am Rande des politischen Zentrums der lateinischen Welt, wo Italien an Bedeutung verloren und sich mit dem Aufstieg der Franken und dem Kaisertum Karls des Großen (800) der Schwerpunkt

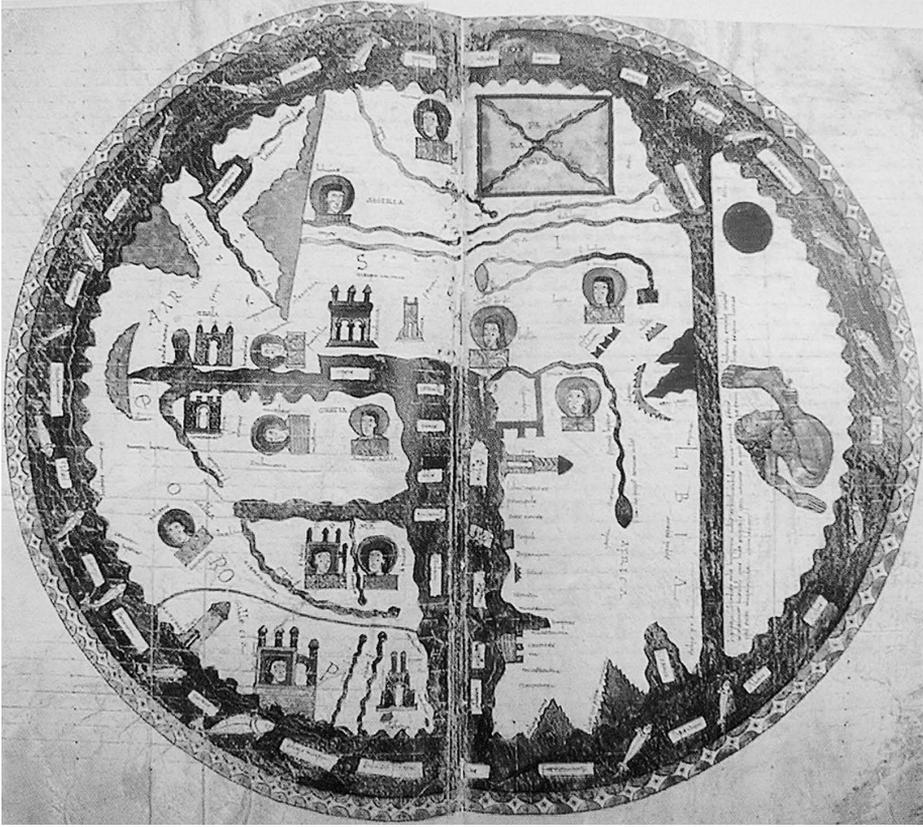
nach Norden verlagert hatte. Als die ostfränkisch-deutschen Könige seit Otto dem Großen das westliche Kaisertum (962) auf Dauer in ihren Besitz brachten, hat sich an dieser Randlage nichts geändert. Die römischen Bischöfe und Päpste konnten somit unabhängiger agieren als ihr Gegenüber in Konstantinopel. Gingen diese von einer Gleichberechtigung der Patriarchensitze aus, wobei sie unter den östlichen nach der muslimischen Expansion auch faktisch einen Vorrang besaßen, so hielt der römische Bischof als Nachfolger auf dem Bischofsstuhl des heiligen Petrus an dem Primat seiner Kirche und ihrer Bischöfe, der Päpste, fest. Theologisch begründet wurde dieser Primatsanspruch zudem damit, dass die römische Kirche niemals geirrt habe oder vom wahren Glauben abgefallen sei. Unterschiedliche Lehrmeinungen sind auf diese Weise zu einem Mittel der Auseinandersetzung geworden. Geringfügige Unterschiede in der Formulierung des Glaubens und im liturgischen Vollzug ließen sich als Beleg für Häresie und Glaubensabfall werten. Politische Konflikte zwischen Rom und Konstantinopel ließen sich religiös überhöhen.

Konkrete Konflikte bestanden seit dem frühen 8. Jahrhundert, als der Kaiser das Illyricum dem Papst entzog und dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellte, ebenso mit Süditalien und Sizilien die Regionen Italiens, in denen Byzanz damals eine noch unangefochtene Herrschaft ausübte. Im 9. Jahrhundert verband sich der Streit um das Illyricum mit dem Problem, ob die Bulgaren von Rom oder von Konstantinopel aus zu missionieren und diesen Patriarchaten zuzuordnen seien. In diesen Streitigkeiten warfen sich die beiden Kirchen ihre unterschiedlichen Bräuche vor. Der Patriarch Photios prangerte zudem an, im Westen werde die Lehre geduldet, der Heilige Geist gehe von Gottvater und Gottsohn aus, während die spätantiken Glaubensdokumente ihn nur vom Vater ausgehen ließen. Mit diesem Streit um das *filioque* war ein in der Folgezeit immer wieder belebter Streitpunkt beider Kirchen benannt. Im 11. Jahrhundert kam die Auseinandersetzung dazu, ob bei dem Messopfer ungesäuertes Brot, wie es der jüdischen Paschasitte entsprach und in der lateinischen Kirche praktiziert wurde, oder gesäuertes Brot zu verwenden sei. Gleichzeitig führte die Errichtung der normannischen Herrschaft in Süditalien und die Verdrängung der Byzantiner zu dem Problem, ob hier eine lateinische und damit auf Rom bezogene Kirchenorganisation einzurichten sei und an die Stelle der byzantinischen treten solle. 1054 eskalierte der Konflikt: Der von Papst Leo IX. zu eher politischen Verhandlungen als Legat nach Konstantinopel entsandte Kardinalbischof Humbert von Silva Candida exkommunizierte den Patriarchen Michael Kerularios und wurde im Gegenzug selbst von diesem exkommuniziert.

Eine dauernde Kirchenspaltung war mit diesen gegenseitigen Exkommunikationen nicht beabsichtigt, und doch hat sie sich daraus entwickelt. Papst Urban II. wollte 1095 mit dem Kreuzzug dem von den Seldschuken bedrängten Byzanz zu Hilfe kommen und hoffte auch auf kirchenpolitischen Ausgleich. In Wirklichkeit steigerten die Kreuzzüge jedoch die Entfremdung zwischen der lateinischen und griechischen Christenheit. Die Lateiner sahen in der mangelnden Unterstützung durch die Byzantiner Verrat und witterten Häresie. Die Griechen erblickten in der Errichtung einer

lateinischen Kirchenorganisation im Heiligen Land, wo in Antiochia und Jerusalem lateinische Patriarchen eingesetzt wurden, einen unrechtmäßigen Übergriff der römischen Papstkirche. Die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer (1204), die Errichtung des Lateinischen Kaiserreichs und die Einsetzung eines lateinischen Patriarchen führte zu dem endgültigen Bruch zwischen beiden Kirchen. Dass Papst Innozenz III. damals auch einen lateinischen Patriarchen für Alexandria ernannte und damit alle vier östlichen Patriarchen auf Rom ausgerichtet sein sollten, zeigt, dass auch die lateinische Kirche 1204 zu einem generellen „Neuanfang“ nutzen wollte. Das scheiterte an der Beharrungskraft der griechischen Kirche: Auf eine Union unter Führung des Papsttums ließ sich diese nicht ein. Selbst als der byzantinische Kaiser und der griechische Patriarch von Konstantinopel eine solche in Zeiten höchster Not vereinbarten, um die Lateiner zu Bundesgenossen im Kampf gegen die Osmanen zu gewinnen, konnten sie eine auf den Konzilien von Lyon 1274 und Florenz 1439 vereinbarte Union nicht durchsetzen.

Die christliche Kirche, die im Mittelalter den größten Raum erfasste, war die nestorianische. Als lateinische Missionare im 13. Jahrhundert an den Hof des mongolischen Großkhans im Fernen Osten kamen, fanden sie dort Nestorianer, auf ihrem Weg dorthin waren sie immer wieder auf nestorianische Gemeinden und Kirchen gestoßen. Das Zentrum der Nestorianer war Bagdad, der nestorianische Katholikos war Nachbar des muslimischen Kalifen. Und offensichtlich legte dieser der christlich-nestorianischen Mission in Gebieten, die herrschaftlich nicht muslimisch organisiert waren, keine Steine in den Weg, solange es nicht zu christlichen Herrschaftsbildungen kam. Die nestorianische Mission erfolgte ohne staatliche Rückendeckung. Sie war wie die frühchristliche auf die freiwillige Annahme des Glaubens angewiesen, wie es einer nie aufgegebenen christlichen Überzeugung entsprach. Dass solch freiwillige Annahme des neuen Glaubens in den sozialen Bindungen von Familie und größerer Verbandsbildungen erfolgte, politischer Absicherung diene oder neue Chancen schaffen sollte, lässt sich bei den Missionierungs- und Christianisierungsprozessen in Europa genauer verfolgen. Annahme des Christentums durch einen Herrscher vermochte dessen Selbständigkeit gegenüber einem bereits christlichen Nachbarn zu schützen. Speziell die lateinische Kirchenorganisation ermöglichte es, durch die Errichtung von Erzbistümern sowohl kirchliche als auch politische Unabhängigkeit gegenüber einem benachbarten christlichen Reich zu behaupten. Der Papst, ohne dessen Billigung kein Erzbistum gegründet werden konnte, wurde auf diese Weise zum Beschützer neuer Königreiche. Für Polen und Ungarn lassen sich derartige kirchliche Verselbständigungsprozesse im 10. Jahrhundert verfolgen; im 12. Jahrhundert verknüpften sie sich hinsichtlich Skandinaviens mit dem Konflikt zwischen Kaiser Friedrich I. Barbarossa und dem Papsttum. Auf diese Weise haben Missionierung und Christianisierung einerseits zur religiösen Einheitlichkeit, andererseits zur politischen Vielfalt des lateinischen Europa beigetragen. Ausbreitung des Christentums durch blanke Gewalt, Zwangsmission bei gleichzeitiger politischer Unterwerfung bildeten eher die Ausnahme. Ein frühes Beispiel dafür sind die Sachsen-



Osma-Beatus-Karte (1086). Die von einem Heiligenschein umrahmten Häupter der zwölf Apostel sind systematisch über die bewohnte Erde verteilt. Siehe auch S. 66.

kriege Karls des Großen, die mit der Ausdehnung des Frankenreichs bis an die Elbe endeten. Doch schon bei den bald darauf folgenden Kämpfen gegen die Awaren forderte Karls wichtigster kirchlicher Berater Alkuin, von derartig gewalttätigen Missionsmethoden abzulassen. Im Inneren der christlichen Reiche sind Juden wiederholt zum Opfer von Zwangstaufer geworden. Dass dies der offiziellen Lehre der Kirche widersprach, hat ihnen wenig geholfen. Denn die einmal gespendete Taufe galt als gültig. Nur im Vorfeld versprach ein amtskirchliches Eingreifen Erfolg. So konnte Bernhard von Clairvaux der Judenhetze eines Kreuzzugspredigers entgegenzutreten, der die Juden vor die Alternative „Taufe oder Tod“ stellen wollte; doch hat er selbst gleichzeitig den Kreuzzug gegen die heidnischen Slawen östlich der Elbe unter solchen Vorzeichen begründet. In ihnen glaubte Bernhard Gegner des Christentums zu sehen, die „freiwillig“ ein Bündnis mit dem Teufel eingegangen waren, der auf diese Weise den Kreuzzug in den Orient und die Bekehrung der Heiden generell

behindern wollte. Die Christianisierung Preußens, wo der Deutsche Orden schließlich seinen „Staat“ errichtete, erfolgte im Zeichen von Gewaltmission und Unterwerfung. Die kreuzzugsähnlichen „Preußenfahrten“ verbanden sich mit der Christianisierung Litauens, doch sicherte 1385 der Großfürst Władysław II. Jagiełło durch seine Taufe dessen Unabhängigkeit und erlangte gleichzeitig die polnische Königskrone.

Kirchenpolitische Konkurrenz zwischen der lateinischen und der griechischen Kirche und den hinter diesen stehenden Reichen wirkte auf die Missionierung und Christianisierung des europäischen Raumes ein und eröffnete den „Betroffenen“ Spielräume. Im 9. Jahrhundert schwankten die Bulgaren, ob sie sich der Mission durch die römische oder die griechische Kirche öffnen sollten, das Gleiche wiederholte sich im 10. Jahrhundert bei der Christianisierung Russlands. In beiden Fällen fiel die Entscheidung zu Gunsten des Patriarchen von Konstantinopel. Die fränkisch-bayerischen Bischöfe vermochten hingegen ihre Missionsbestrebungen in Böhmen und Mähren gegen die „Slawenapostel“ Kyrill und Method abzusichern. Vor allem deren Gebrauch des Slawischen als Sprache der Liturgie stieß auf heftigen Widerstand, obwohl sich Kyrill und Method dabei zeitweise auf die päpstliche Billigung stützen konnten. Es entstand eine kirchliche Teilung Europas in einen an Rom orientierten Bereich lateinischer Liturgiesprache und einen an Konstantinopel ausgerichteten Raum, der sich in der Liturgie entweder des Griechischen oder des Kirchen-

Liturgische Sprachen

slawischen bediente. Die von Kyrill und Method favorisierte Verwendung der Volkssprache als liturgische Sprache in den zu missionierenden Gebieten eröffnet eine neue Entwicklung: Bis dahin bestimmte die liturgische Sprache der Kirchen, von denen die Mission ausging, die Sprache der neu errichteten Kirchen. Syrisch war zum Beispiel die Kirchensprache der Nestorianer auch im fernen Ostasien, das ägyptische Koptisch die der Äthiopier. Diese Kirchen blieben nicht allein organisatorisch, sondern auch sprachlich untereinander verbunden. In der von Konstantinopel ausgehenden Mission kam es hingegen zur Ausbildung von zwei Kirchensprachen, des althergebrachten Griechischen und des Kirchenslawischen. Die Verbindung zur Kirche von Konstantinopel wurde durch Entsendung von Griechen auf die wichtigsten Bischofssitze der missionierten Kirchen geschaffen. In der russischen Kirche war Kyrill von Kiew (1249–1281) der erste Metropolit slawischer Herkunft. Erst nach dem Sturz Erzbischof Isidors von Moskau, wohin der Metropolisansitz im 14. Jahrhundert verlegt worden war, setzte eine ununterbrochene Reihe von Metropoliten russischer Herkunft ein. Isidor hatte die in Florenz vereinbarte Union zwischen der lateinischen und griechischen Kirche befürwortet und selbst an dem Konzil (1438–1439) teilgenommen. Nicht allein die Union ist gescheitert, sondern der Plan hat auch zu einer weiteren Verselbständigung der russischen Kirche gegenüber dem Patriarchat von Konstantinopel beigetragen. Die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen 1453 überdeckte diese Entwicklung. Ihren Abschluss fand sie in der Gründung des Moskauer Patriarchats 1589. Doch inzwischen sahen sich die Großfürsten von Moskau als die Erben des byzantinischen Kaisertums.

Missionierung und Christianisierung waren mühsame, lang andauernde Prozesse der Akkulturation der „Bekehrten“. Das historische Wissen über deren Kultur ist in vielen Fällen nur aus den Berichten der Missionierenden und aus archäologischen Quellen geschöpft. Gerade die Räume außerhalb der alten Hochkulturen verdanken der Christianisierung und Missionierung oft die Entstehung einer eigenen Schriftlichkeit. Diese erlaubte es nun, die eigene Geschichte – einschließlich der Zeit vor der Annahme des neuen Glaubens und des Christianisierungsprozesses selbst – zu fixieren und zu interpretieren. Bewusstsein von Eigenständigkeit und Einfügung in ein christliches „Ganzes“ konnten sich hierbei miteinander verschränken. Die unterschiedliche Behandlung der Volkssprache in der von Rom oder von Konstantinopel ausgehenden Mission zeitigte jeweils lang nachwirkende Konsequenzen. In den Gebieten volkssprachlicher Liturgie waren die Bildungs- und Wissensunterschiede zwischen Klerikern und Volk geringer als in den Räumen, die an fremdsprachiger Liturgie festhielten. Der Zugang des Einzelnen zu Glaubensinhalten war unmittelbarer. Räume mit liturgisch begründeter Zweisprachigkeit erleichterten hingegen Kommunikation über weite Entfernungen – und auch lange Zeiten. Das Festhalten am Lateinischen als Liturgiesprache im „Westen“ lenkte nämlich gleichzeitig das Interesse auf die dadurch sprachlich zugängliche antike Literatur und ermöglichte Kontinuitäten und Neubelebungen des Wissens, die für das lateinische Europa konstituierend wurden, während sie im griechischsprachigen Byzanz nie abgerissen waren.

Christianisierung
und Schriftlichkeit

Die schwerwiegendste Folge der Christianisierung Europas dürfte jedoch die Durchsetzung der Einehe und das Verbot der Verwandtenehe gewesen sein. Augustinus hatte in der Spätantike auf die gesellschaftlichen Folgen des biblischen Verbotes der Verwandtenehe hingewiesen. Es vergrößere den Kreis derjenigen, die durch Liebe, Schwägerung und Freundschaft untereinander verbunden seien, und erhöhe so die Chance auf Frieden unter den Menschen. Das blieb Illusion. Nicht allein der als Verteidigung begriffene Kampf gegen Fremde und Andersgläubige, sondern auch die Auseinandersetzung unter Verwandten waren bestimmende Elemente des politischen Lebens.

Christliche Ehenormen

Erst am Ende des Mittelalters lässt sich das Christentum als ein einheitliches begreifen. Aber das gilt nur in dem Sinn, dass nur noch das lateinische Christentum über eigenständige Handlungsmöglichkeiten verfügte; seine Vielgestalt hatte das Christentum jedoch bewahrt.

Vielfalt der Welt ist deshalb auch die Leitlinie dieses Bandes. Die Welt, deren Geschichte nachgezeichnet wird, ist letztlich noch die Welt der antiken Oikumenen, die in Band II im Mittelpunkt stand. Sie erstreckt sich von Europa, das mehr und mehr erschlossen wird, bis hin nach Island und Grönland, über das vordere und mittlere Asien und Indien bis nach China, Japan und Korea. Das nördliche Afrika gehört zu dieser Oikumene, und hier bildet Ägypten wie in den Jahrtausenden zuvor einen Kernraum. Das nilaufwärts gelegene Nubien und

Vielfalt der Welt

Äthiopien bleiben dieser Welt verbunden, Äthiopien gewinnt sogar durch das gegenüberliegende Arabien neue Bedeutung. Arabische und indische Händler kennen die Ostküste Afrikas bis Madagaskar. Das westliche Afrika südlich der Sahara ist mehr als ein Raum, aus dem der Norden Gold und Sklaven importierte und der von islamischen Expansionen erreicht wurde. Neben indigenen Kräften sind ältere Zusammenhänge mit den antiken Oikumenen bei den Reichsbildungen in diesem Raum zu bedenken.

Ein Geflecht von Kommunikationen ermöglicht es, die Geschichte des soeben skizzierten Raumes als „Weltgeschichte“ zu beschreiben. Amerika, die Neue Welt, liegt noch außerhalb dieses Kommunikationssystems und findet in dem vorliegenden Band keine explizite Berücksichtigung. „Weltgeschichte“ beruht nicht auf geschichtsphilosophischer Konstruktion, sondern auf der schlichten Tatsache, dass man voneinander, oft rudimentär, Kenntnis hatte, dass Reisende als Händler, Pilger und Missionare unterwegs waren. Diese nahmen die Welt weniger als eine einheitliche, sondern als eine vielgestaltige wahr. Christentum und Islam als auf eine die ganze Menschheit und die ganze Welt ausgerichtete Religion vermochten keine einheitliche Welt zu schaffen, ebenso wenig die Mongolen, die mit ihrem Reich einer Herrschaft über die „bekannte Welt“ so nahe kamen wie niemand vor ihnen. Im christlichen Europa konkurrierten ein östliches und ein westliches Kaisertum mit jeweiligem universalen Selbstverständnis, dazu trat das universal ausgerichtete römische Papsttum. Seine politische Gestalt fand Europa jedoch in regional begrenzten und definierten Herrschaften, meist in Königreichen. Die Ordnung der Welt war eine regionale.

Religiöse Deutungen der Welt zielten in gleichem Maße auf die Bewältigung des Lebens in der Welt als auch auf das Abschütteln der Welt in asketischen Lebensweisen. Beides war nur zu leisten durch gedankliche Auseinandersetzung mit der Welt und den Lebensformen und -möglichkeiten des Menschen. Nicht zuletzt daraus ergaben sich Möglichkeiten von Rationalität, Verwissenschaftlichung und komplexer kognitiver Ordnungen.

In drei großen Abschnitten, Vielfalt der Welt – Ordnung der Welt – Deutung der Welt, sollen diese Linien einer Weltgeschichte von 600 bis 1500 nachgezeichnet werden. Diese Epoche aber ist in vielerlei Hinsicht mit den „Entdeckungen und neuen Ordnungen“ verzahnt, die in Band IV (1200–1800) mit Rückbezügen auf den vorliegenden Band dargestellt werden.



Die Vielfalt der Welt



Der Felsendom in Jerusalem. 7./8. Jahrhundert.

Kommunikation – Handel, Kunst und Wissenstausch

Michael Borgolte

Die Einheit der Welt war im „Mittelalter“ noch nicht realisiert. Zwar hatte sich das Menschengeschlecht schon seit der Vorgeschichte über den Globus verbreitet, doch war zwischen 600 und 1500 n. Chr. nicht jede menschliche Siedlung derart mit den anderen verbunden, dass alle die Knoten eines Netzes oder wenigstens die Glieder einer Kette bildeten. So blieb Australien mit seinen Ureinwohnern bis ins 17. Jahrhundert für sich, obwohl es nur wenige hundert Kilometer Seereise von Südostasien trennten, das selbst Teil eines weiträumigen Handelssystems vom Mittelmeer bis Japan war; ähnlich verhielt es sich mit dem noch weiter abgeschiedenen Neuseeland, während Neuguinea, das doch mit Streuinseln nach Borneo oder den Philippinen heranzureichen schien, erst 1526 als Baustein der Oikumene entdeckt worden war. Unerkannt entzogen sich der übrigen Menschheit auch das Innere Afrikas oder die Weiten Sibiriens, und Amerika hatten weder die Wikinger aus dem Osten noch die Polynesier aus dem Westen dauerhaft mit Europa oder Asien verknüpfen können.

Das „Mittelalter“ bestand also – universal betrachtet – aus mehreren voneinander getrennten Welten, die nur auf dem Weg des Vergleichs als globale Einheit konstruiert werden könnten. Für eine solche gedankliche Operation ist aber die Überlieferung allzu ungleichmäßig verteilt. Um den Zusammenhang Afrikas südlich des Äquators mit der Struktur anderer Weltgegenden konfrontieren zu können, reichen beim gänzlichen Mangel an Schriftzeugnissen die archäologischen Funde einfach nicht aus. Etwas besser ist die Lage bei den indianischen Hochkulturen, den meso-amerikanischen Maya (seit dem 3. Jh.) und Azteken (eingewandert seit ca. 1250) sowie dem Reich der Inka im Andenraum (seit ca. 1430). Die drei Herrschaftsbildungen hatten die beschränkte Mobilität für Handelswaren auf dem Landweg miteinander gemein. Dafür fehlten ihnen die Trag- und Zugtiere anderer Kulturen (Ochsen, Kamele, Pferde), so dass sie auch das Rad, das sie kannten, keinem Wagenkasten untersetzen konnten. Die Inka bauten zwar rund 24.000 Kilometer Straßen, darunter die Route über das Hochland der Anden zwischen Ecuador und dem heutigen Santiago de Chile, die aber nur Lastenträger, wenn nicht Krieger oder Boten, begehen konnten. Systematisch angelegte Speicher dienten zur Ablieferung landwirtschaftlicher Erzeugnisse, die von Staats wegen redistribuiert wurden, während die Hauptstadt Cusco (Cuzco) nur Luxusgüter in kleineren Mengen erreicht haben dürften. Ein kommerzieller Handel konnte sich kaum entwickeln.

Indianische
Hochkulturen



Trotzdem gab es in den drei Zivilisationen Fernhändler, die, wo immer es ging, Wasserstraßen benutzten. Schiffe – oder Flöße – fuhren die peruanische Küste entlang und wagten sich von hier aus wenigstens gelegentlich auf die hohe See. Die Maya in Mexiko nutzten für den Warentransport ebenso Flussläufe. Fernhändler, die sich genossenschaftlich organisierten, konnten auch zu politischen und militärischen Zwecken eingesetzt werden; die aztekischen Herrscher schickten sie geradezu aus, um ihre Eroberungen in Nachbargebieten vorzubereiten. Im Ganzen lebten die indianischen Bevölkerungen aber in einem naturräumlich zerklüfteten Kontinent so isoliert voneinander, dass sich ihre Kulturen kaum berührten und gegenseitig befruchteten, ganz zu schweigen von überseeischen Kontakten.

Weiträumige Kommunikation kann deshalb im mittelalterlichen Jahrtausend nur im Hinblick auf jene drei Kontinente betrachtet werden, die damals selbst als Oikumene galten: Asien, Europa und Afrika. Nach den Weltkarten der Lateiner waren sie durch Gewässer voneinander geschieden: Europa von Afrika durch das Mittelmeer und beide von Asien durch die Flüsse Don und Nil. Indessen bildeten diese

Kenntnisse von der Welt | technisch niemals unüberwindliche Hindernisse, während der Weltozean, der die drei Erdteile zu umschließen schien, in der Vorstellung der mittelalterlichen Menschen die Oikumene von den unbewohnten Teilen oder einem vierten Kontinent trennte, in dem womöglich die Monstren hausten. Tatsächlich war am Ende des Mittelalters von den drei Großmeeren der Weltkugel am besten das kleinste, der Indische Ozean, erschlossen; den Atlantik befuhr man regelmäßig allenfalls im Nordosten, während der Pazifik, größer als die beiden anderen zusammengenommen, nur an seinem chinesisch-japanischen Saum überbrückt wurde.

Die Transversale der Oikumene – Indischer Ozean und Mittelmeer

Über den Zusammenhang der drei Kontinente des Mittelalters entschieden die Ost-West-Verbindungen zwischen China und Lateineuropa; obschon, mindestens zeitweise, noch Fernwege auf dem Lande zur Verfügung standen, verknüpften diese Antipoden besonders die Schiffe auf dem Indischen Ozean und dem Mittelmeer. Viele Küstenstädte unterwegs wurden angesegelt, die ihrerseits über große Flussläufe und Straßen weiter auf andere Zentren verwiesen; mit den Waren und Menschen konnten so auch an vielen Stationen Ideen, technische Errungenschaften und Werke muster-gültiger Schönheit aus der Fremde an Bord kommen. Da weder die Gegensätze der Religionen noch die Unterschiede der Lebensweisen die Suche nach Wissen, die Neugier auf das Überraschende und das Streben nach Besitz, Genuss oder Gewinn nachhaltig zu hindern vermochten, störten die Kommunikation der Menschen empfindlich nur Herrschaft und Gewalt. Dort, wo die Erdteile aneinanderstießen, am Schwarzen Meer und in der Levante, lag das Scharnier für das Gefüge der mittelalterlichen Welt; eine Schlüsselrolle kam insbesondere dem zu, der die Wasserwege

zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean beherrschte, im Osten das Zweistromland und den Persischen Golf, im Westen den Nil und das Rote Meer.

Das hatte schon für die großen Reichsbildungen des Altertums gegolten; nachdem der Achaimenide Dareios I. die Herrschaft der Perser über Ägypten und die Kyrenaika wiederhergestellt hatte (522–520 v. Chr.), ließ er vom Nil zum Roten Meer einen Kanal bauen und den Seeweg von hier nach Indien erkunden, eroberte aber selbst um 518 das Tal des Indus. Seither verkehrten seine Schiffe regelmäßig im Persischen Golf. Der große Makedone Alexander tat es ihm als Eroberer Ägyptens (Gründung Alexandrias 331) und des Pandschab (327) nach. Von der Periode des Hellenismus bis über die Zeitenwende befuhren Inder die Straße von Hormus oder das „blaue Wasser“ bis zum Horn von Afrika, während gleichzeitig die Araber, wie vielleicht schon seit Jahrhunderten, nach Indien segelten und die Verbindung zum Mittelmeer schlugen. Den Römern versperrte zwar das Reich der Parther (250 v. Chr.–226 n. Chr.) vom Euphrat bis zum Indus den Landweg in den Osten, doch ermöglichte ihnen der Gewinn Alexandrias unter Augustus (30 v. Chr.) einen eigenen Verkehr mit Indien zu Wasser. Plinius skizzierte die Route zu den dortigen Häfen, und nach Strabon seien jährlich 120 ihrer Schiffe vom Roten Meer nach der Küste von Malabar (Westindien) aufgebrochen. Die Römer importierten exotische Tiere, wertvolle Steine, Hölzer und Elfenbein, chinesische Seide, Gewürze und Zucker, Baumwolle sowie Früchte des Subkontinents; als Gegengaben hatten sie wertvolle Metalle zu bieten, wie etwa Hortfunde goldener Münzen in Indien belegen. Im 3. Jahrhundert verlor der römische Handel an Bedeutung; von jetzt an bis ins 6. Jahrhundert wurden stattdessen die Griechen beziehungsweise Byzantiner aktiv. Da diesen die Sasaniden die Landstraßen in den Orient verschlossen, bedienten sie sich der Partnerschaft mit dem (seit ca. 330) christlichen Reich von Aksum (Äthiopien). Griechische Händler unterhielten auf diese Weise Geschäftsbeziehungen mit dem Jemen, mit Persien, Indien und Sri Lanka. Lange vor der Zeit Mohammeds hatten die Araber ihre führende Rolle im Indienhandel an die Sasaniden abgegeben. Persische beziehungsweise nestorianisch-christliche Kolonien säumten unter anderem die Küsten von Malabar und Sri Lanka. Vom 5. Jahrhundert an beobachteten chinesische Autoren die Handelstätigkeit der Perser, die damals mindestens bis zur Malaiischen Halbinsel vorgestoßen sein müssen. Nach dem griechischen Händler Kosmas Indikopleustes (523) hätten sich persische Kaufleute mit Chinesen und Leuten „aus den entferntesten Ländern“ in Sri Lanka getroffen.

Seewege und
Landstraßen

Als 100 Jahre darauf die Araber ihr Reich unter den „vier rechtgeleiteten Kalifen“ (632–661) über fremde Völker ausdehnten, rückten die Muslime „in eine zentrale Position, von der aus sie die beiden großen wirtschaftlichen Einheiten des Mittelmeers und des Indischen Ozeans verbinden konnten“ (André Wink). Rasch hatten sie das Sasanidenreich zerstört und Byzanz neben Armenien im Osten und Tripolitarien im Westen vor allem die Provinzen Syrien, Palästina und Ägypten abgenommen. 712 konnten die Omaiaden aus Damaskus auch das südliche Indus erobern. Man hat gesagt, dass die Muslime jetzt bis zum 11. Jahrhundert alle wichtigen Wirt-



schaftsrouten zu Wasser und zu Lande kontrollierten, abgesehen nur von der trans-eurasischen Seidenstraße und vom Handelszentrum Konstantinopel selbst. Indessen konnten sie die See zwischen Spanien und Kleinasien, Europas Süd- und Afrikas Nordufer niemals wie die Römer als *mare nostrum*, in der „Mitte ihres Landes“ (*mediterranean*), begreifen. Sie waren und blieben ein Anrainer des Mittelmeers. Es nutz-

Muslimen als Anrainer des Mittelmeers

te den Arabern nicht viel, dass sie in syrischen und ägyptischen Häfen (Akkon, Tyrus, Tarsus; Alexandria, Rosette, Damiette) Kriegsschiffe stationierten und noch im 7. Jahrhundert die Inseln Zypern, Sizilien, Rhodos und Kreta angriffen, weil sie bei der Einnahme Konstantinopels versagten. So mussten sie sich die Herrschaft Zyperns jahrhundertlang mit dem Kaiserreich teilen, und Kreta, einst Zentrum einer mittelmeerischen Thalassokratie, gewannen sie gar erst 826, bevor es ihnen, ebenso wie Zypern und das syrische Antiochia, schon Mitte des folgenden Jahrhunderts wieder genommen wurde. Auch die erfolgreiche Eroberung Nordafrikas schien noch lange vom Meer her bedroht. Die neue Metropole Kairouan wurde 670 aus Sorge vor der oströmischen Seemacht fern der Küste gegründet, ehe eine Generation später in Tunis ein arabischer Flottenstützpunkt entstand; für den Schiffsbau mussten hierher eigens tausend koptische Familien (aus Ägypten) umgesiedelt werden. Sizilien konnte eine muslimische Partikularmacht erst seit 827 in jahrzehntelangem Kampf erobern; allerdings griff diese auch erfolgreich nach Unteritalien hinüber; selbst die Stadt Rom war zeitweise bedroht. Die Byzantiner widerstanden mit Zähigkeit, und einer ihrer Generäle plante 1038 sogar die Rückeroberung der Insel. Er scheiterte, so dass bald darauf erst die Normannen die muslimische Herrschaft beseitigten und dann auch die langobardisch-sarazenisch-byzantinische Gemengelage in Süditalien durch ihre Reichsbildung aufhoben. Von herausragender

Muslimische Eroberung Spaniens

Bedeutung erwies sich die muslimische Eroberung Spaniens im frühen 8. Jahrhundert, zumal sie, wie einst bei den Karthagern, auf lange Sicht politische Herrschaft, Migrationen und sonstigen Verkehr über die Meerenge nach Afrika begünstigte. Während sich die Korangläubigen dem Atlantik kaum zuwandten, mussten die Christen erst die Dominanz auf der großen Halbinsel zurückgewinnen, ehe sie und ihre Nachbarn aus Italien seit dem 13. Jahrhundert planmäßig zu Seefahrten jenseits von Cádiz aufbrachen.

Die politische Zersplitterung der muslimischen Welt in Kalifate, Emirate und Sultanate trug, ebenso wie die allmählich erfolgreiche Konversion unterworfenen Christen, dazu bei, dass sich Gewalt immer wieder in den Beutezügen von Piraten entlud. Dies gilt etwa für die im Umfeld des Kalifats von Córdoba agierenden Freibeuter, die bis ins späte 10. Jahrhundert die Provence heimsuchten. Korsaren beunruhigten die Adria und Venedig, den engen Verbündeten von Byzanz. Die Küste

Beutezüge von Piraten

Dalmatiens wurde aber auch von den Kriegsschiffen und Piraten der Slawen sowie der christlichen Normannen bedroht. Sicher, wie im alten Imperium Romanum, war das Mediterraneum nie, und bis weit ins hohe Mittelalter hinein konnten nur die Flotten der Byzantiner und Muslime die Gesandten, Kaufleute, Pilger und Gelehrten, die Lebenshungrigen und die Exilierten bei ihren Fahrten

entlang den Küsten oder – seltener – über das Wasser bis an den Horizont beschützen. Die muslimische Präsenz im Westen wurde geschwächt, als sich das Herrscherhaus der Fatimiden aus Tunesien nach Kairo zurückzog (973), obwohl weder Afrika noch Spanien oder Unteritalien den Christen wieder zugefallen wäre. Kairo, beim alten arabischen Heerlager am römischen Nilkanal gelegen, sicherte bis zum Reich der Mamluken (1260–1517) den Muslimen die Kontrolle über den Wirtschaftsverkehr mit dem Orient; hierher – wenn nicht nach Alexandrien – kamen die Schiffe der Byzantiner und Westeuropäer, um die Schätze Asiens einzutauschen.

Am Mittelmeerhandel hatten sich damals schon neben Muslimen und Oströmern sowie den Juden auch die christlichen „Abendländer“ beteiligt, deren Wirtschaft seit der Zeit Karls des Großen einen bemerkenswerten Aufschwung genommen hatte. Je mehr sich das kaiserliche Byzanz aus dem westlichen Mittelmeer zurückziehen musste, umso mehr konnten ehemalige Angehörige des Reiches, wie in Amalfi oder Venedig, die Lücken füllen, aber auch andere Seestädte, Pisa etwa oder vor allem Genua, entfalteten ihre eigene Wirtschaftsmacht. Venedig gelang es mit der Gunst beider Kaisertümer, die Route von der Adria nach Konstantinopel zu kontrollieren und in der ganzen Levante seine Handelshäuser und Kolonien zu errichten; Genua und die anderen italienischen Seestädte taten es ihm gleich, und zwar bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres. Die Flotten der „Seerepubliken“ waren sogar in der Lage, die Kreuzritter des Westens zur Rettung des Heiligen Landes über das Meer zu fahren. Als Konstantinopel zum ersten Mal gefallen war (1204), profitierte Venedig am meisten; die Beziehungen zu den westlichen Ländern intensivierten sich aber allgemein durch die Gründung der lateinischen Staaten auf griechischem Boden. Noch im 13. Jahrhundert griff auch die Krone Aragón, nach Auseinandersetzungen mit den Anjou um Sizilien, ins östliche Mittelmeer aus; die Herzogtümer Athen und Neopatras konnte König Johann I. immerhin bis 1388/1390 halten. Weit übertroffen wurden die Spanier allerdings wiederum von der Beharrungskraft Venedigs und Genuas; denn lange nachdem das „Zweite Rom“ durch die Osmanen muslimisch geworden war (1453), behielten die Seestädte noch ihre Kolonien Modon und Koroni (Peloponnes, etwa bis 1500) sowie Chios (Ägäis, bis 1566). Die Vormacht zur See war damals allerdings bereits an die Türken übergegangen; Venedig, das seine Suprematie noch im 14. Jahrhundert in Seeschlachten und -kriegen gegen Genua und auch den König von Ungarn behauptet hatte, unterlag den türkischen Kanonen entscheidend in der Schlacht bei Zonchio 1499.

Mittelmeerhandel
der christlichen
„Abendländer“

Als Nachfolger der christlichen Kaiser hatte der Sultan von Istanbul am Ende des Mittelalters die Kontrolle über das Schwarze Meer gewonnen. Wichtiger für den Asienhandel war aber von jeher die muslimische Herrschaft über die Seewege im Süden durch das Kalifat und dann durch das Sultanat von Kairo. Die Verlagerung der muslimischen Hauptstadt von Damaskus nach Bagdad unter den Abbasiden hatte hier seit 762 der alten persischen Verbindung über den Golf die Dominanz gegenüber dem Roten Meer verschafft, das wegen seiner Untiefen gefürchtet war. Über die



Handel mit Asien | Hafenstädte Siraf an der persischen Küste und Basra gelangten jahrhundertlang die Handelswaren aus China, der Malaiischen Halbinsel, Indonesien und Indien nach Mesopotamien, wo Bagdad zum größten Hafen der Welt aufstieg. Die Kapitale am Tigris vermittelte die Güter weiter nach Syrien, Ägypten, Nordafrika und in den Westen Europas, in den Norden und Osten aber auch nach Aserbaidschan, Armenien, Isfahan und Chorasán. Ein Wendepunkt wurde bei der Eroberung Bagdads durch die seldschukischen Türken 1055 und dem Verfall der abbasidischen Macht erreicht. Von Kairo aus schalteten sich die Fatimiden Ende des 11. Jahrhunderts in den Indienhandel ein; seit Beginn der Kreuzzüge wurden die orientalischen Gewürze und andere Güter über das Rote Meer nach Kairo und Alexandria umgelenkt, wo christliche Handelsflotten die Waren aufnehmen konnten. Erst recht avancierte das Sultanat am Nil nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer (1204) und der Zerstörung Bagdads durch die Mongolen (1258) zum neuen Zentrum nahezu aller Handelsaktivitäten von Indien über Aden nach Europa. Reich durch den Indienhandel wurde Ägypten unter den Mamluken.

Zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert dominierten neben Persern vor allem Araber im westlichen Teil des Indischen Ozeans, obwohl die Islamisierung Indiens um 750 stockte und erst mit Errichtung des Sultanats von Delhi (1206) wieder aufgenommen wurde. Von Siraf aus konnten große Überseeschiffe direkt bis nach China fahren; ein einziger arabischer Kapitän der Zeit soll die Reise siebenmal unternommen haben. In Kanton hatte es schon im 4. Jahrhundert eine Niederlassung arabischer Händler gegeben. Die Kaufleute wurden durch die teilweise glanzvolle Tang-Dynastie (618–906) begünstigt; diese chinesischen Herrscher duldeten viele Religionen, neigten aber selbst dem Buddhismus zu, dessen Klöster auf wirtschaftliche Hilfen der Laien angewiesen waren und den Handel förderten. Perser und Araber brachten neue Obstsorten, wie Granatäpfel, Walnuss, Feigen und Mandeln, nach China; aus Persien wurde auch das Polospiel eingeführt. Umgekehrt haben Ausgrabungen in Siraf Zeugnisse des arabisch-persischen Chinahandels preisgegeben; Keramik der Tang-Zeit gelangte bis zum Kalifenhof von Bagdad. Während eines der wiederholten Aufstände wurde allerdings 879 Kanton geplündert; dabei sollen nach dem zeitgenössischen Bericht des Abu Zaid aus Siraf 120.000 Menschen, die meisten von ihnen Muslime, umgekommen sein.

Einschneidender Wandel in der Ökonomie | Um die Jahrtausendwende vollzog sich im Indischen Ozean ein einschneidender Wandel in der Ökonomie; an die Stelle der direkten Belieferung der Abnehmer durch die Erzeuger trat der Emporienhandel, bei dem die Waren in oft mehreren Stapelhäfen zwischengelagert wurden. Die Emporien wurden am Ort älterer Handelsplätze oder ganz neu gegründet, boten eine große Vielfalt und Menge von Waren an, berbergteten Seefahrer vieler Völker und eine multinationale beziehungsweise pluri-religiöse Einwohnerschaft. In diesem System nahm die Bedeutung der arabischen und persischen Händlergruppen seit dem 11. und besonders seit dem 14. Jahrhundert stark ab. So wagten sich die Fatimiden kaum noch über Südindien und Sri Lanka hinaus. An ihre Stelle traten vor allem die Inder, auch